

Hermann Löns - weit mehr als der „Heidedichter“

Ernstes und Heiteres aus seinem Leben und Schaffen

Von Heidrun und Heinz-Jürgen Dietrich

„Im Bruche klingt eine neue Stimme. Bisher hatte der Birkhahn das große Wort; wenn die Nacht noch auf den Wiesen lag, trommelte und blies er schon, und wenn die Sonne hinter den schwarzen Kiefernwäldern verschwand, war er wieder auf seinem Balzplatze, tanzte und sprang und zischte und kollerte. Tot lag das Bruch noch, die Wiesen waren noch fahl, und allnächtlich hing der Reif in dem Ried.

Die Silberkätzchen der Weidenbüsche werden zu blankem Golde, an den Gräben schießt das junge Ried empor, die Blütenknospen der Gagelbüsche dehnen sich, der Bach begrünt sich mit Wasserstern. Da klingt das neue Lied über das Bruch.

Ein Flöten ist es, weich und rund, ein Trillern ist es, laut und hell, klingt jauchzend und jubelnd, jammernd und klagend, schwillt an und erlischt, ist hoch oben in der Luft und klingt weich unten von der Erde, verhallt in wehmütigem Gewimmer und erhebt sich wieder zu gelendem Gejubil.

Ein großer langflügeliger Vogel schwebt über den fahlen Wiesen, kreist in schönem Bogen, wiegt sich in anmutigem Fluge. Wie Silber blitzt er in der Sonne; nun dreht er sich und leuchtet wie Gold, kommt in den Wolkenschatten und wird zum schwarzen Kreuz und steht auf der Wiese als brauner Pfahl.

Hochbeinig und langhalsig ist er, und sein langer Schnabel ist schön gebogen. Stolz blickt er um sich, und vorsichtig späht er umher, ob der Habicht nicht um die von gelbem Rohr umsäumten braunen Erlenbüsche heranschwenkt, ob nicht der Fuchs hinter den Gagelbüschen herschleicht oder ein Mensch den Damm entlang kommt.

Dann dreht er den langen Hals, zupft mit dem Schnabel sein rostgelbes, schwarz gestriemtes Rückengefieder, den weißen, braungestreiften Bürzel, die helle leicht getupfte Flanke. Jäh fährt der Schnabel aus den Federn, aufmerksam äugt der Vogel zum Himmel, wo ein großer Vogel heranrudert, aber beruhigt putzt sich der Brachvogel weiter, denn der Schwarzrock da oben ist der Kolkrabe, ein harmloser Geselle für ihn.

Mit gewichtigem Gange stetzt er durch die feuchte Wiese, bei jedem Tritt bedächtig nickend und mit den dunkelbraunen Augen bald das Moos durchspähend, bald das Moor und den Himmel überblickend. Der lange Schnabel

nimmt die Raupe vom Halme, die Schnecke aus dem Moose, stochert den Käfer unter dem Erlenlaube hervor, pflückt die vorjährige Moorbeere, findet die Eulenpuppe im Torfmoospolster und die Köcherfliegenlarve in der Wasserrinne ...

Dann macht er einen langen Hals, wird steif wie ein Stock, erhebt sich mit heiserem Warnruf und steigt eilig in die Luft, schrill flötend.

Ein zweites Flöten vom Bache her antwortet ihm. Da schwebt sein Weibchen in der Luft, und beide kreisen über der Füchsin, die quer über die Wiesen angeschnürt kommt, nach Enteneiern suchend. Gellend pfeifend und schrill flötend, eilig rudern und dann jäh hinabfahrend stoßen die Brachvögel nach dem Fuchse, heben sich, senken sich, rufen die Krähen herbei, locken die Kiebitze heran, melden es der Mooreule und dem Raubwürger, daß der rote Räuber da ist, und die Hetzjagd geht über die Wiesen hin ... "

Die Tiernovelle „Der große Brachvogel“ – aus der hier eingangs zitiert wurde – ist die erste von vierzig, die Löns noch zu Lebzeiten sammelte und die nach seinem Tode im Jahre 1916 unter dem Titel „Aus Forst und Flur“ als Buch erschienen. Was das Besondere, das Einmalige an Löns ausmacht: Hier ist es beispielhaft nachzulesen. Hier redet ein Sprachmeister zu uns, der gleichzeitig ein scharfer Naturbeobachter, ein hervorragender Kenner der Vogelwelt ist; er schildert aus der eigenen oftmaligen Wahrnehmung. Niemand hat das vorher und seitdem vermocht wie Löns, aber es war auch niemand wie in der Natur so in der Sprache ebenso zu Hause wie er.¹⁾

Es soll im folgenden ohne Anspruch auf Vollständigkeit über Hermann Löns einiges berichtet werden, aus dem Leben und Schaffen dieses vielseitig begabten Menschen, der als Schriftsteller, Zeitungsmann, Naturforscher gleichermaßen befähigt war, dem die Jäger den Dank schulden, weil er ihre wichtige Aufgabe als Heger des Wildes und Pfleger der Landschaft der Öffentlichkeit verdeutlichte, der sich mit dem ganzen Ernst seiner Überzeugung für den Natur- und Heimatschutz schon zu einer Zeit einsetzte, als das allgemeine Verständnis dafür nicht einmal in Ansätzen vorhanden war, der uns schließlich sein wohl köst-

1) Anm.: Will man den herrlichen und schönsten aller Watvögel, der gottlob hierzulande noch nicht ganz ausgerottet ist, so erleben, wie Löns es meisterhaft beschreibt, seinem Flöten, Trillern und Rufen lauschen, heißt es Geduld haben, vorsichtig sein im Anpirschen bei versteht sich tauglichem Schuhwerk auf nassem Untergrund.

lichstes Erbe hinterlassen hat in Gestalt derjenigen volksliedhaften Gedichte, die auch heute noch fast jeder kennt, eben weil sie im volkstümlichen Geiste geschrieben wurden. Lassen wir ihn auch ausgiebig selbst zu Worte kommen, wobei wir des besseren Verständnisses wegen einen kurzen Abriss seines Lebens voranstellen.

Hermann Löns wurde als ältestes von 15 Geschwistern 1866 dem Ehepaar Friedrich und Klara Löns in Kulm in Westpreußen geboren. Friedrich Löns war Lehrer am dortigen Gymnasium. Die Eltern stammten aus Paderborn in Westfalen; der Vater hatte als preußischer Beamter nach Westpreußen übersiedeln müssen, um dort die Anstellung zu bekommen. Im Jahr nach der Geburt Hermanns wird er nach Deutsch Krone versetzt, wo der Junge seine Kindheit verbringt. Schon als kleiner Bub, so berichtet Löns später in einer Selbstbiographie, sitzt er in seinem blauen Kittel auf einem gepflasterten Hof und sammelt die grün und rot gefärbten Blattkäfer, die auf dem zwischen den Steinen wuchernden Vogelknöterich herumkriechen, in eine Pillenschachtel. Als er fünf Jahre alt ist, lockt ihn eine tote Maus mehr als ein Stück Kuchen.

Rund um Deutsch Krone gibt es für den naturbegeisterten Heranwachsenden unendlich viel zu beobachten, zu sammeln und zu forschen. Erst mit Zwillie und Armbrust, später mit dem kleinkalibrigen Tesching erlegt er Vögel und Kleintiere für seine Sammlung, aber immer nur ein Stück von einer Art. Er hat gelernt, die Tierkörper zu präparieren. Die schönsten Exemplare schenkt er als Gymnasiast in Deutsch Krone später seiner Schule, wie auch seinen im Alter von 16 Jahren verfaßten Katalog der 117 einheimischen Vogelarten. Seine Kenntnisse in Naturkunde sind für sein Alter ungewöhnlich. Mit 15 Jahren kennt er den „*Brehm*“ wie seine Westentasche. Sein Dachkammerchen im elterlichen Hause gleicht einem kleinen Naturkundemuseum: Ausgestopfte Bälge, Sammlungen von Vogeleiern und -nestern, präparierte Schmetterlinge und Käfer, jedes Stück sorgfältig und genau bestimmt nach Zugehörigkeit, Fundort und Zeit; dazwischen Käfige mit selbst aufgezogenen Hänflingen und Stieglitzen.

Die Natur nimmt ihn so gefangen, daß beim Betrachten und Forschen daneben alles übrige erlischt. Allein durchstreift er stundenlang ohne zu ermüden die umliegenden Wälder und Fluren, unterhält sich mit Hütungen, Bauern, befragt Waldarbeiter, weil sie ihm am besten geeignet scheinen, Auskunft über Vögel und mancherlei anderes Getier zu geben. Die Natureindrücke sind mächtig, manchmal überwältigend. Es konnte geschehen – so erinnert er sich später –, daß er aus Freude über die Pracht eines maigrünen Buchenwaldes plötzlich zu weinen

begann. Im elterlichen Hause wehrt man vernünftigerweise dieser Neigung und Begeisterung nicht.

Der Junge kann viele Tierstimmen, besonders Vogelruf und -gesang täuschend nachmachen. So lockt er mit dem Balzgesang des Männchens manch Weibchen aus einem Versteck. Im Übermut bringt er es fertig, mitten im Unterricht einen Vogelruf anzustimmen. Der Lateinlehrer tadelt ihn: *„Alle solche Allotria, da bist Du groß; aber mit den unregelmäßigen Verben, da hapert es!“*

Löns ist 18 Jahre, als der Vater wunschgemäß in die Heimat versetzt wird, nach Münster. Für den jungen Löns ist das gleichermaßen schicksalhaft. Er lernt die Menschen des niederdeutschen Schlages, den Niedersachsen, besonders den Bauern kennen, sieht zum ersten Mal die norddeutsche Heide, den „*Honighaum*“ wird er sie später liebevoll taufen, erkundet die ihm bis dahin unbekannt Moore und Kiefernwälder. Ihm wird bewußt, daß er nach Abstammung und Neigung hierher gehört. Im Mannesalter wird er sich stets als „*Niedersachsen*“ bekennen und von sich sagen, daß sein Tagewerk als Journalist und sein künstlerisches Schaffen in diesem Niedersachsentum wurzeln.

Nach der Reifeprüfung beginnt er auf Drängen des Vaters mit dem Medizinstudium, erst in Münster, dann in Greifswald; es ist für ihn ein „*Brotstudium*“; seine Neigungen liegen woanders, und er ist zufrieden, daß er daneben Kollegs in den Naturwissenschaften belegen kann. Er tritt der schlagenden Studentenverbindung „*Cimbria*“ bei; es verletzt ihn tief, daß er einer nicht rechtzeitig beglichenen Schuld halber ausgeschlossen wird (man wird ihn später rehabilitieren). Löns ist ein fröhlicher Student, der keinem Mädels und keinem Handel aus dem Wege geht, immer zu Scherzen aufgelegt, die recht derb sein können. Furcht kennt er nicht. Einmal, so berichtet er, betrat er in Münster um die Mittagszeit eine Gaststätte und setzte sich dort zu einem das Mahl einnehmenden Kommilitonen. „*Schmeckt's?*“ fragt Löns scheinbar teilnahmsvoll. Als das bejaht wird, entgegnet er: *„Ich weiß, man hat es schon draußen gehört!“* Natürlich ist eine Kontrahage fällig. Die Eigenschaft, derart herauszufordern, behält Löns sein ganzes Leben. Als ihn viel später einmal ein Zeitgenosse „*von oben herab betrachtet*“, knurrt Löns ihn an: *„Sagen Sie mal, wer ist denn Ihr Schneider? Das muß ein außergewöhnlicher Mann sein.“* Der also Angesprochene schaut ihn fragend an, Löns darauf: *„Ja sehen Sie, ich verstehe auch nicht, wie ein Schneider es fertig bringen kann, einen Proleten so erscheinen zu lassen, daß er in unsere Gesellschaft eindringen kann!“*

Die Studienzeit in Greifswald hat bald ein Ende; Löns ist kein Wirtschaftler, der mit seinen knappen Mitteln auszukommen versteht. Es häufen sich Trinkgelage und Händel. Plötzlich steht er vor dem finanziellen Nichts. Er muß nach Münster zurück zu den Eltern. Es kommt zum endgültigen Bruch mit dem Vater, weil nach dessen Meinung der Sohn sein „*Bummelleben*“ in Münster fortführt und darüber den Studiengang vernachlässigt. Friedrich Löns, befangen in der Pflichtauffassung und dem Laufbahndenken eines preußischen Beamten, vermag im unstet Ruhelosen, Unkonventionellen des Sohnes nicht das Besondere, die Ausnahme, die zum Ausbruch drängende Genialität des schöpferischen Menschen zu erkennen. Löns ist 24 Jahre alt, als er das Studium aufgibt und das Elternhaus verläßt. Er wird es nicht mehr betreten.

Unterkunft findet er zunächst bei seinem Freund Apfelstaedt. Ohne Berufsabschluß steht er da. Aber er kann mit der Feder umgehen, und wie! Nur reicht das, was seine naturkundlichen Beiträge und Aufsätze ihm einbringen, zum Leben nicht, und so findet er zum Journalismus. Bei der „*Pfälzischen Presse*“ in Kaiserslautern erhält er eine mit 60 Mark monatlich mager dotierte Anstellung; er muß sie bald aufgeben, weil er sich als schwieriger Mitarbeiter entpuppt. Er ist unpünktlich, eigensinnig, ordnet sich nur schwer unter und daher für den Redaktionsbetrieb denkbar ungeeignet. Mehrere Anstellungen, u. a. eine in Gera, wo er für die sozialistische Presse tätig ist, verliert oder verläßt er auf solche Weise. Als in Hamburg im Jahre 1892 die Cholera-Epidemie ausbricht, reist er mutig zur Berichterstattung für mehrere Zeitungen nach dort, während die meisten Journalisten die Stadt bereits verlassen haben. Als ihm das Artikelschreiben nicht genug einbringt, verdingt er sich nebenbei als Krankenpfleger, wobei ihm seine Medizinkenntnisse eine Hilfe sind.

Die Wanderjahre enden – vorläufig –, als Löns 1893 in Hannover die Verkäuferin Elisabeth Erbeck kennenlernt. Obwohl beide keine feste Anstellung haben, heiraten sie, ein Wagnis zwar, aber die Existenzgrundlage der jungen Ehe ist bald gewonnen, als im folgenden Jahr der Verleger Madsack Löns eine Stellung als Redakteur des „*Hannoverschen Anzeigers*“ – das ist die heutige „*Hannoversche Allgemeine Zeitung*“ – anbietet. Löns greift zu und Madsack muß seine Entscheidung nicht bereuen. Löns hat in der Ehe zunächst durch den Einfluß seiner warmherzigen Frau den notwendigen Halt, den er für die Arbeit braucht. Auf diese stürzt er sich und macht sich bald einen Namen in Hannover und Umgebung, hauptsächlich durch seine Glossen und angriffslustigen Verse zu aktuellen Begebenheiten. Er veröffentlicht sie unter den Pseu-

donymen „Ulenspiegel“, „Frau Döllmer“, „Fritz von der Leine“, „Adje Ziesenis“, „Der zweckmäßige Meyer“. Die Leserschaft ist entzückt (so etwas kannte man in Hannover bis dato nicht) und die Auflage steigt. Eines Tages fragt ein Leser bei der Zeitung an; er möchte wissen, wie der „Fritz von der Leine“ wohl in Wirklichkeit aussähe. Löns landet mit seiner Antwort einen Volltreffer; er läßt eine Röntgenaufnahme drucken und hat die Lacher auf seiner Seite.

Als „Ulenspiegel“ gibt er mit einem Hieb auf den damaligen Zeitgeist seinen Lesern diese Lebensregel

Üb' immer Untertänigkeit bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit vom Magistrate ab.
Opposition ist pöbelhaft – nach eigener Meinung geht
kein feiner Mann, im Gegenteil – das tut bloß der Prolet.
Drum tue ruhig deine Pflicht, wie sich's für dich gehört,
vielleicht wirst du Senator dann und stirbst einst hochgeehrt.
Und jeder, der dein Grabmal sieht, der zieht den Hut und spricht:

*„Er tat stets, was man ihm gesagt, und sträubte nie sich nicht.
Er ward dem Magistrate nicht zum Ärger und zur Last,
mit einem Wort: Er war ein Mann, wie er ins Rathaus paßt!“*

Den Eheleuten Löns bleiben Kinder versagt; nicht zuletzt deshalb zerbricht die Ehe. 1901 wird sie geschieden. Im Jahr darauf heiratet Löns zum zweiten Mal. Die Auserwählte Lisa Hausmann, Tochter des bekannten Kunstmalers Hausmann, ist eine Berufskollegin aus der Redaktion. Durch ihre Mitarbeit steht die neue Ehe auf einer gesicherten wirtschaftlichen Grundlage, und Löns gewinnt so die Unabhängigkeit, die er für sein schriftstellerisches Schaffen braucht; er kann sich vom journalistischen Tagewerk zeitweise freimachen, um das zuwege zu bringen, was schon lange als Stoff in ihm schlummert und drängt: Seine Erzählungen, seine Romane. Im zweiten Ehejahr bringt Lisa einen Sohn zur Welt: Dettmer. Die anfängliche Freude, der Jubel darüber weichen bald der Beklemmung: Dettmer ist körperlich und geistig so schwer behindert, daß er ein Pflegefall wird. Seinen Vater überlebt er um viele Jahre; 1968 stirbt er in Bethel.

In der Hoffnung auf mehr Freiraum für das Schaffen bewirbt sich Löns um den Posten des Chefredakteurs der „Schaumburg-Lippeschen Landeszeitung“ in Bückeburg und erhält ihn. Das Ehepaar übersiedelt nach dort; hier, in der Muße einer kleinen Residenz, glaubt Löns, wird

er die nötige Ruhe für seine Schöpfungen finden. Anfangs geht es auch gut, Löns beginnt mit dem Romanschreiben, die Erzählungen fliegen ihm nur so aus der Feder. Als Chefredakteur der regierungsamtlichen Zeitung gehört er zur Prominenz und wird auch „zu Hofe“ geladen. Bei einer solchen Gelegenheit hat man ihn neben die Landesmutter platziert. Im Gespräch fragt die Fürstin freundlich: *„Wie finden Sie die Verhältnisse in unsrem Bückeburg, Herr Löns?“* Löns antwortet mit einem Achselzucken und dann erwidert er auf seine sarkastische Art: *„Darüber kann ich Ihnen nicht viel sagen, Durchlaucht. Was die Bückeburger angeht, die haben allesamt ihre Verhältnisse in Hannover!“* Die Reaktion der Fürstin muß nicht geschildert werden. Die Geschichte ist verbürgt. Nicht verbürgt, aber wohl glaublich ist die Reaktion des Fürsten, der das Gespräch belauscht hat. Er soll amüsiert über diese freche aber zugleich „kapitale“ Antwort Löns am nächsten Tag eine Kiste mit Sekt geschickt haben.

Auf Dauer konnte die Anstellung in Bückeburg Löns nicht zufriedenstellen. Das allzu Behagliche und Enge einer mit Hofkatsch ausgefüllten Umwelt abseits der großen Ereignisse der Zeit, ein Tagespensum der Kleinigkeiten widerstrebte entschieden seinem vorwärtsdrängenden, unruhigen und tatendurstigen Wollen. Er gibt die Stellung auf, und – schlimmer für ihn – auch seine zweite Ehe scheitert. Ohne sich scheiden zu lassen, trennt er sich von Lisa und führt für einige Zeit ein Vagabundenleben. Als *„Hermann Heimatlos“* – so nennt er sich – irrt er in Europa umher, in der Schweiz, in Österreich, den Niederlanden. Einem Freunde klagt er: *„Ich habe ein so schweres Geschick zu tragen, daß ich am liebsten unter der Erde läge, aber leider darf ich das nicht, da ich meinem Volke die Zinsen für die mir verliehene Begabung zu zahlen habe.“*

In Ernestine Sassenberg findet er seine dritte Lebensgefährtin. Sie war Kindermädchen in seinem Haushalt vor der Trennung von Lisa. Ihr schlichtes, anhängliches Gemüt, ihre hausfraulichen Tugenden, ihre selbstlose Bescheidenheit, die nicht mehr wollte, als für ihn da zu sein, schaffen die Voraussetzung für eine Häuslichkeit, die er dringend braucht, um sich von den Anstrengungen der Wanderjahre zu erholen und Kraft zu haben zur Verwirklichung seiner großen schriftstellerischen Pläne. 1912 ist er wieder in Hannover. Der Madsack-Verlag hat ihn nochmals als Redakteur eingestellt. Löns weiß nicht, daß ihm nur noch zwei Jahre des Schaffens verbleiben. Der Biograph Deimann meint, daß es die glücklichsten in Löns Leben gewesen seien: Er hatte jetzt in einem Zuhause den Halt, der ihm gefehlt hatte.

Im Hannover der Zeit vor 1914, der „Kaiserzeit“, ist Löns als jemand, der in einem „Verhältnis“ lebt, eine gesellschaftliche Abnormität. Man nimmt Anstoß, teilweise „schneidet“ man ihn. Es ficht ihn nicht an, aber er bekommt es zu spüren und reagiert dann auf seine Weise. Als er einmal in Begleitung Ernestines mit der Straßenbahn fährt, steigt eine Bekannte zu. Löns grüßt sie freundlich. Sie, peinlich ob seiner Begleiterin berührt, ignoriert den Gruß. Löns, wütend darüber, laut, daß es jeder hören kann: „Tine, Du mußt der das nicht übelnehmen. Wenn man erst so Mitte vierzig ist, kann man den Kopf nicht mehr so frei bewegen!“ Der Wagen lacht. Die so Verhöhnnte steigt mit rotem Kopf an der nächsten Haltestelle aus.

Im Schaffensrausch konnte es passieren, daß er tagelang kaum etwas aß. Um ihn zum Essen zu bewegen, lud Ernestine heimlich Gäste ein, von denen sie wußte, daß sie ihm sympathisch waren. Schmeckte es dem Gast, langte auch Löns kräftig zu, und Ernestine freute sich, ihn so überlistet zu haben.

Was er durchaus nicht vertragen konnte, waren Schmeicheleien. Als er einmal mit Freunden in einer Hannoverschen Gaststätte saß, gesellte sich ein Bekannter zu ihnen, der sich im steigenden Maße immer plumper werdende Lobreden herausnahm. Wie viele, die Löns nicht näher kannten, glaubte er an dessen kritiklose Eitelkeit und legte sich immer mehr ins Zeug, besonders als Löns scheinbar erfreut alles einsteckte und noch dazu überging, mit Selbstlob nicht zu sparen. An einigen Blicken, die ihnen Löns zuwarf, konnten die Freunde ablesen, daß das „dicke Ende“ dieser Unterhaltung kommen mußte. Und richtig: Als der Beweihräucherer glaubte, seine Absicht erreicht zu haben und aufstand, um sich zu verabschieden, fragte ihn Löns beiläufig: „Wo wollen Sie hin?“ – „Ich muß leider zum Abendessen, meine Frau wartet“ – Löns: „Sie werden doch vorher ein Bad nehmen!“ – „Ein Bad?“ – „Na, nachdem Sie mir solange in den Hintern gekrochen sind, werden Sie kaum eine gute Akustik mitbringen!“ – Der vorgeführte Lobredner verschwand wortlos.

Bei Kriegsausbruch – 1914 – meldet sich Löns freiwillig zu den Waffen. Nicht aus Begeisterung wie so viele. Er hält es schlicht für seine Pflicht, weil er klarer als die meisten seiner Zeitgenossen sieht: Es steht kein Spaziergang mit dem Gewehr in Feindesland ins Haus; es geht ums Ganze; das Reich, seine Heimat stehen in einem erbitterten Existenzkampf. „Alle Welt“, sagt er, „erwartet von mir nur Kriegslieder. Aber mir kommt es zu dumm vor zu dichten, und Leute, die älter und schwächer sind als ich, ziehen mit.“ Seinen aktiven Anteil an diesem gewaltigen Ringen will er haben, nicht Zuschauer sein. „Ich bin voll Gift und Galle. Ich kann schie-

Ben, habe Eulenaugen und kann schleichen wie ein Fuchs und sitze hier noch untätig herum; das ist niederziehend.“

Der Achtundvierzigjährige ist nicht mehr wehrpflichtig; sein Gesuch wird daher zuerst abgelehnt. Man weiß nicht, ob dabei nicht andere Gründe mit im Spiele waren; einem Unersetzlichen wie ihm hätte man den Wunsch abschlagen müssen, welch ungeborenen literarischen Reichtum nahm er mit in sein Soldatengrab!

Er erhält schließlich die Einberufung und gelangt an die Westfront; es ist der September 1914. Kameraden schildern ihn als nachdenklich und unerschrocken. Der berüchtigte Materialkrieg der Artillerie hat begonnen. Mitten im Lärm der Gefechte erklärt er den im Unterstand kauern den Infanteristen die Unterschiede der Vogelstimmen, nur unterbrochen durch das Bersten der Einschläge, um nach dem Krachen ungerührt fortzufahren, als habe es sich um ein belangloses Geräusch gehandelt. Er fällt am 26. September in der Nähe von Reims während eines Sturmangriffs seiner Einheit gegen französische Alpenjäger. Sein Hauptmann hatte ihm vorher dringend nahegelegt, an dieser Attacke nicht teilzunehmen. Er lehnte ab. Einige Minuten später war er tot: Herzschuß oder in der Jägersprache: aufs Blatt.

Er starb so, wie er es sich zu Lebzeiten gewünscht hatte: *„Ich will leben und kämpfen, hassen und lieben! Bis zum letzten Atemzug will ich das alles, nur kein ruhiges Leben soll mir beschert sein. Und den Abschluß hätte ich gerne unter Donner und Blitz!“*²⁾

Den Menschen Hermann Löns darzustellen, ist wahrlich nicht einfach. Einiges ist bereits im vorangehenden Lebensabriß deutlich geworden: Löns war ein durch und durch unbürgerlicher Mensch; sich selbst hat er einen „Unbehausten“ genannt, der doch so gern seßhaft gewesen wäre wie die von ihm besonders geschätzten Lieblinge seiner Schilderungen, die niederdeutschen Bauern. Sein ungewöhnlicher Lebensablauf der Brüche und Verirrungen ist kein Zufall, sondern lag in seinem Wesen. Löns war – so hat es sein Biograf Wilhelm Deimann gesehen –

2) Anm.: Seine würdige Grabstätte liegt in einem Hain bei Walsrode; dort sind in Frankreich exhumierte Gebeine im Jahre 1934 beigesetzt worden, die als die seinigen ausgegeben wurden; die Umstände der Beisetzung waren in Einzelheiten beschämend und typisch für die damaligen Machthaber; das Nähere erfährt man sehr lesenswert in Martin Angers 1978 veröffentlichter Löns-Biografie, Kapitel: „Makabres Nachspiel“

im Kern eine Kämpfernatur und daher rücksichtslos gegen alles und sich selbst im Blick auf das Ziel. Der Dichter Conrad Ferdinand Meyer hat eine solche Natur beschrieben: Den Freiheitskämpfer und Poeten Ulrich von Hutten, mit dem Löns in der Tat etliche Gemeinsamkeiten hat. In Meyers Versepos *„Huttens letzte Tage“* läßt der auf die Insel Ufenau im Zürichsee in die Obhut Zwinglis geflohene, todkranke Hutten sein Leben noch einmal im Geiste vorüberziehen; in einer Selbstbetrachtung kommt er zu diesem Schluß: *„Das heißt: Ich bin kein ausgeklügelte Buch, ich bin ein Mensch in seinem Widerspruch!“*

Widersprüchen begegnet man bei Löns – es ist vom Menschen nicht vom Werk die Rede – ständig. Sein intimster Freund, der Kunstmaler Hermann Knottnerus-Meyer, nennt ihn einen *„Zerrissenen“*. Ihm hat sich Löns in vielen Gesprächen über Jahre hinweg mutmaßlich so offenbart wie sonst niemanden, nicht einmal seinen Lebensgefährtinnen, die ihn in manchem nicht verstanden haben und wohl auch nicht begreifen konnten. Das ist das nicht seltene Los schöpferischer Menschen; sie sind den Zwängen des Schaffens in einem dem normalen Sterblichen kaum vorstellbaren Ausmaß unterworfen. Knottnerus-Meyer, selbst Künstler, hat seinen Freund Löns stets unter diesem Blickwinkel gesehen und ihn verstanden. Als nach dem ersten Weltkrieg eine regelrechte Flut von Berichten und Geschichten über *„Löns“* einsetzte – beide Ehefrauen und der Bruder Ernst fühlten sich u. a. bemüßigt, aber auch die Kusine der zweiten Frau, die Pastorentochter Hanna Fueß aus Altencelle, zu der Löns in persönlicher Beziehung gestanden hatte – griff Knottnerus-Meyer auch zur Feder, um dem entgegenzutreten, was sich inzwischen an Entstellendem, an Klatsch und Tratsch angesammelt hatte. 1928 erschien sein Büchlein *„Der unbekante Löns“*. Der Verfasser schildert dort den Inhalt seiner Gespräche mit Löns, über welche er sich jahrelang nach Art von Gedächtnisprotokollen Aufzeichnungen gemacht hatte. Hier wird das Wesentliche und Wahrhaftige vom Menschen Hermann Löns, seinem Denken und Wollen, seinen Anschauungen, seinen Überzeugungen aus dem unmittelbaren Umgang und Erleben berichtet. Es ist das Wertvollste, was über Löns gesagt worden ist. Knottnerus-Meyer hat seinen Freund geliebt, dessen Schaffenskraft und das Lebenswerk hochgeschätzt; aber er verklärt Löns weder zum Heros, zur Kultfigur – was damals oft geschah –, noch macht er sich hämisch und genüßlich über die unleugbaren menschlichen Schwächen her. Man erfährt so vieles, was dem gewöhnlichen Biographen verborgen bleibt. Wir erleben Löns als einen von Unrast und Selbstzweifeln Gequälten, der eine Heimstatt sucht, aber nirgendwo findet,

nur vorübergehende Geborgenheiten in seinen Ehen. Er beklagt – zu Recht –, daß er neben dem journalistischen Tagewerk diejenige Zeit nicht erübrigen kann, welche er braucht, um in Ruhe seine Romane und Erzählungen schreiben zu können. Aber kennt er überhaupt Ruhe, Muße? Einen Roman wie den Wehrwolf, den er jahrelang mit sich getragen hat, schleudert er in weniger als einem Monat sozusagen aus sich heraus bis zur totalen körperlichen Erschöpfung. So wechseln Phasen der Überaktivität mit solchen tiefster Niedergeschlagenheit, bei welchen Gelegenheiten Löns leider auch immer wieder dem Alkohol verfällt.

Der inneren Unruhe, dem impulsiven Gehetztsein, entspricht sein Umgang mit den Zeitgenossen. Er kann verbindlich sein, freundlich, aufmerksam, um im nächsten Moment ausfallend zu werden, ruppig, aggressiv, beleidigend. Davon gibt es eine Menge Geschichten, Anekdoten; einiges hörten wir schon. „*Die Menschen*“, bemerkte Löns einmal zu seinem Freunde, „*schätzen mich solange, bis sie mich kennenlernen.*“

Nehmen wir anhand der Aufzeichnungen dieses Freundes einen Einblick in die Welt seiner Vorstellungen und Überzeugungen. Knottnerus-Meyer hat sie der Wahrhaftigkeit wegen ohne Rücksicht darauf übermittelt, ob und wie sie vom Leser verstanden werden.

Löns ist in seinem Denken nur aus seiner Zeit heraus ganz zu verstehen. Vor hundert Jahren lagen die gewaltigen Erschütterungen des 20. Jahrhunderts mit ihren nicht für möglich gehaltenen Rückfällen in barbarische Verhältnisse noch vor den Europäern. Doch dunkelte der Himmel bereits. Es war des technischen Fortschritts und wirtschaftlichen Aufschwungs ungeachtet eine Zeit der Vorahnungen gewaltiger Umwälzungen, der Vorabend der europäischen Katastrophe. Ein Umbruchdenker wie Friedrich Nietzsche, der die Umwertung aller Werte forderte, ein Geschichtsphilosoph wie Oswald Spengler, der den Untergang des Abendlandes vorhersagte, hatten viele Leser und übten starken Einfluß aus. Davon abgesehen: Dem Aufmerksamen, der über den Tellerrand des Tagesgeschehens hinweg sah, konnte ohnedies nicht verborgen bleiben: Eine Epoche geht zu Ende. Was wird die Zukunft bringen?

Dem auch hier scharfen Beobachter Löns entging nicht, daß das herrschende System, vor allem repräsentiert durch den Kaiser und seinen „*Hof*“, nicht mehr die Kraft zur notwendigen durchgreifenden Erneuerung aufbringen konnte. Es war allzuviel in sinnentleerten Traditionen erstarrt, nur noch leblose Hülle, wovon ganz unfreiwillig beispielsweise die Erinnerungen der Kaisertochter Viktoria-Luise Zeugnis ablegten. War nicht schon die Reichsgründung als Bund souveräner deutscher Fürsten ohne Beteiligung des Volkes ein rückwärtsgewandter Anachro-

nismus gewesen? Hinzu kam die Unfähigkeit der führenden Schicht, wirkliche Gefahren rechtzeitig zu erkennen und ihnen wirksam zu begegnen. Politisch-militärisch befürchtete Löns, daß der richtige Zeitpunkt versäumt worden war, den sich um das Reich schließenden feindlichen Zirkel zu durchbrechen. Viele sahen das damals deutlich, nur die Reichsleitung nicht, oder wenn, dann in Überheblichkeit verharmlosend. Und das Volk? „Es schläft“, meinte Löns, „und hofft auf die ihm allerhöchst angekündigten herrlichen Zeiten“³⁾

Nicht anders stand es um die Staatsreligion, das Christentum. Philosophie und Naturwissenschaften hatten der biblischen Lehre mächtig zugesetzt. Kirche und Klerus galten den Intellektuellen neben Feudalismus und Adel als Symbole einer absterbenden Zeit. Sie wandten sich teilweise dem Neuen des philosophisch aufgeputzten Materialismus zu, der in seiner Konsequenz den Atheismus bedeutet. Den gemühtief Veranlagten erschien das allzu flach, sie suchten nach einem neuen „Glauben“; zu ihnen gehörte Löns. Es ist aussichtslos – wie der Biograf Martin Angerer es möchte – Löns einen Christen zu nennen. Er war es mit Überzeugung nicht. Die Heilsvorstellung vom Jenseits – das Fundament christlichen Glaubens – hatte er abgelegt. Das geoffenbarte Wort sei für ihn Menschenwerk, entspringe dem Wunschdenken derjenigen, die sich mit dem Tod nicht abfinden könnten. „Gott“ sei nicht als Person zu begreifen, sondern offenbare sich als Ursache und Wesen der Schöpfung ausschließlich in ihr. Auf der Suche nach dieser neuen – wenn man so will – Naturreligion knüpfte er – damit nicht allein – an die Zeit vor der Christianisierung an, die germanische. Das „*ex oriente lux*“ (das Licht kommt aus dem Osten) lehnte er ab:

„Wir Germanen sind niemals ‚gläubig‘ gewesen; Religion hatten wir immer, aber eine Diesseitsreligion. Mit beiden Beinen standen wir fest auf dieser lieben Erde. Wir lebten unser Leben in Zucht und Sitte und berauschten uns nicht an Wollust und Grausamkeit. Wir kannten nicht die Zuchtrute des Priesters und auch keine Opiate wie Buße und Reue.“

3) Anm.: Es ist beklemmend, wie deutlich Löns, dabei mit heftiger Kritik am Kaiser und seinen Ratgebern nicht sparend, den sich abzeichnenden Vernichtungskrieg voraussah, an Schärfe und Warnung nicht hinter dem zurückstehend, was Erich Ludendorff später aus der Rückschau in seiner nach dem Weltkriege verfaßten Schrift „Kriegführung und Politik“ – dort Abschnitt III – über seine eigenen damaligen Befürchtungen niederschrieb .

Seine Arbeiten, Gedichte oder Briefe versieht er als Abschluß mit der Rune der Wolfsangel oder dem germanischen Sonnenrad, dem später mißbrauchten Hakenkreuz. Im „Lenzmond“ (März) 1912 schreibt er dazu:

„Wir sollten immer daran denken, daß das Kreuz (er zeichnet das christliche Balkenkreuz) einst so aussah (er malt das Radkreuz).“

Nahrung erhielt solches Denken durch die damals hochaktuellen Ergebnisse der germanischen Altertumsforschung, welche mit dem noch vorherrschenden Bild von den Germanen als kulturlosen Barbarenvölkern (wofür Löns hauptsächlich die christliche Propaganda verantwortlich machte) tüchtig aufräumte.

Der neue Gottglaube sollte nach Löns ein völkischer sein. Friedrich Nietzsche hatte gesagt: Jedes lebkräftige Volk hat seinen Nationalgott, Weltreligionen schwächen den Willen zur Abwehr fremder und verderblicher Einflüsse. Aus solchem Boden sprossen die unterschiedlichen deutsch-völkischen Bewegungen der damaligen Zeit. Welchen Weg sie allesamt im 20. Jahrhundert ohne die Schreckensereignisse des zweiten dreißigjährigen Krieges genommen hätten – wer will das sagen? Das Ringen um eine neue Weltanschauung, den neuen Glauben, als dumpfen Blut- und Bodenmythos abzutun, wie das vielfach geschieht, ist nicht nur leichtfertig, sondern gehässig.⁴⁾

Jenes Ringen war die zwangsläufige Gegenbewegung der Gottsucher, die ihre Heimstatt im alten Glauben verloren hatten, zum sich breitmachenden Materialismus. Jenem stand Löns feindlich gegenüber, was auch der Grund seiner Ablehnung der damals stark verbreiteten Evolutionstheorie war, des Darwinismus. Jenen entlarvte Löns als befähigter

4) Anm.: Ein Beispiel dafür ist die jüngste Löns-Biografie des Thomas Dupke (1994); hier wird in der üblichen, dem Zeitgeist verpflichteten Weise völkisches Denken auf das Primitivste mit dem Nationalsozialismus gleichgesetzt und verunglimpft; den Gipfel der Gehässigkeit erreicht der Autor, indem er Löns einen Verfolgungswahn andichtet; Dupke hat mutmaßlich nie richtig seinen Fuß in die Heide gesetzt, kann also Löns nicht begreifen. Man kann vom Kauf dieses Buches nur dringend abraten. – Es fehlt leider immer noch neben der kritischen Gesamtausgabe die aus dem zeitlichen Abstand den Menschen Löns und sein Werk vorurteilsfrei würdigende Darstellung, welche auch die weitgehend noch unerschlossenen Dokumente der Archive in Hannover und Celle einbezieht.

Naturkundler (u. a. in seinen Beiträgen für den „Zweckmäßigen Meyer“ und in seinen Gesprächen mit seinem Freund Knottnerus-Meyer) mit trefflichen Beispielen und Argumenten als eine Falschdeutung und nahm dabei ziemlich genau Erkenntnisse Konrad Lorenz' vorweg. In der Natur herrscht – so Löns – nicht nur das Gesetz der Auslese und des „Zweckmäßigen“; ist der Fortbestand ihrer Art gesichert, „leisten“ sich die Geschöpfe häufig einen „Luxus“ an „Überflüssigem“, schwelgen in Schönheit, Üppigkeit und „Vergeudung“. Im Überlebenskampf siegt häufig der „Schwache“, und die Höherentwicklung der Gattungen und Arten ist durch Mutationen allein nicht begreiflich zu machen, erst recht nicht der „*Sprung ins Bewußtsein*“.⁵⁾

Wie weit das neue religiöse Empfinden auf dieser völkischen Grundlage damals verbreitet und Löns „in bester Gesellschaft“ war, sei an einem Beispiel verdeutlicht. Richard Strauß, zwei Jahre älter als Löns, also sein Zeitgenosse, schreibt beim Empfang der Botschaft vom Tode seines hochgeschätzten Kollegen Gustav Mahler in sein Tagebuch: – 19. Mai 1911 –

„Der Tod dieses hochstrebenden, idealen, energischen Künstlers (ist) ein schwerer Verlust. Der Jude Mahler konnte im Christentum noch Erhebung gewinnen. Der Held Richard Wagner ist als Greis durch den Einfluß Schopenhauers wieder zu ihm herabgestiegen. Mir ist's absolut deutlich, daß die deutsche Nation nur durch die Befreiung vom Christentum neue Tatkraft gewinnen kann. Sind wir wirklich weiter als zur Zeit Karls V. und des Papstes (W II und Pius X)? Ich will meine Alpensinfonie den Antichrist nennen, als da ist: sittliche Reinigung aus eigener Kraft, Befreiung durch Arbeit, Anbetung der ewigen, herrlichen Natur.“

Also immer wieder Nietzsche; Strauß hatte dessen „Zarathustra“ schon 1896 in einem Tongemälde gefeiert.⁶⁾

5) Anm.: Von Lorenz „*Fulguration*“ (also: Aufblitzen) genannt; vertiefend dargestellt bei Mathilde Ludendorff in den „Wundern der Biologie“ als das Aufleuchten des göttlichen Willens.

6) Anm.: Das Zitat ist der Strauß-Bildbiographie von Kurt Wilhelm entnommen (Henschel Verlag 1999, dort Seite 129). Das hier offenbar in bezug genommene Nietzsche-Werk „*Der Antichrist*“ (im Sommer 1888 geschrieben) muß nach seiner Veröffentlichung auf das Geistesleben wie eine Explosion gewirkt haben, die Gläubigen tief verletzend, die Heuchler demütigend, die freien Geister ermunternd: „... *Was ist schädlicher als irgendein Laster? – Das Mitleiden der Tat mit allen Mißbratenen*“

Die Beschäftigung mit den Naturgesetzen und ihren Geheimnissen lehrte Löns die Hochachtung vor der kaum zu fassenden Größe des Wunderwerks der Schöpfung; er besaß eine tiefe Ehrfurcht vor dem, was er das Höchste nannte, das „*ewig Unerforschliche*“. Das Immaterielle – er nannte es das „*Zwecklose*“ – war ihm das Wichtigste. Der endgültige Sieg des Materialismus bedeutete für ihn gleichzeitig das Ende der Kultur, wobei er auf den meist verwischten Unterschied der Kultur zur Zivilisation abhob. Am Beispiel der Wolkenkratzer verdeutlichte er es: Das seien gewiß beachtliche Leistungen, aber nur in technischer Hinsicht. Und da sie allein aus dem Geiste des Geschäfts und der Nützlichkeit geboren seien, gebühre ihnen als bloßen Vernunftzeugnissen der Zivilisation nicht der Vergleich mit den mittelalterlichen Kathedralen und Domen. Jene seien auf die damaligen Möglichkeiten der Baukunst berechnet mindestens ebensolche, wenn nicht noch größere technische Wunderwerke; aber sie entstammten der Welt des wirkenden Glaubens als vom Schönheitssinn beseelte Zeugnisse der Frömmigkeit, ein Hymnus auf den Schöpfer.

Obwohl in Westpreußen geboren und aufgewachsen, fühlte sich Löns ganz und gar als Niedersachse; hier sah und erlebte er seine Heimat. Er führte das auf seine Abstammung zurück. Mit den niedersächsischen Bauern, deren Umgang er eifrig pflegte, wenn er jagte oder forschte, fühlte er sich stammesmäßig verbunden. Im seßhaften Bauerntum, dessen Schattenseiten er durchaus nicht verkannte, sah er diejenige Schicht, welche allein den Fortbestand des Volkes gewährleistete. Die Stadtmenschen erschienen ihm, weil nicht bodenständig, gefährdeter, viele wurzellos, nomadenhaft, wie Treibsand, den der Wind leicht wegblasen

und Schwachen – das Christentum ...“ (Nr.2). „... Der Priester entwertet, entheiligt die Natur: um diesen Preis besteht er überhaupt. – Der Ungehorsam gegen Gott, das heißt gegen den Priester, gegen das ‚Gesetz‘, bekommt nun den Namen ‚Sünde‘; die Mittel, sich wieder ‚mit Gott zu versöhnen‘, sind, wie billig, Mittel, mit denen die Unterwerfung unter den Priester nur noch gründlicher gewährleistet ist: der Priester allein ‚erlöst‘ ... (er) lebt von den Sünden, er hat nötig, daß ‚gesündigt‘ wird... Oberster Satz: ‚Gott vergibt dem, der Buße tut‘ auf deutsch: der sich dem Priester unterwirft.“ (Nr. 26) – vgl. das obige Lönszitat! – „... das Kreuz als Erkennungszeichen für die unterirdischste Verschwörung, die es je gegeben hat – gegen Gesundheit, Schönheit, Wohlgeratenheit, Tapferkeit, Geist, Güte der Seele, gegen das Leben selbst ... Diese ewige Anklage des Christentums will ich an alle Wände schreiben, wo es nur Wände gibt ...“ (Nr. 62).

könne. Im Volkstum, zu dem er sich vorbehaltlos bekannte, erblickte er zugleich den Träger der Kultur, deren Bewahrung, Pflege und Förderung neben der Sicherung des Fortbestehens der Volksgemeinschaft für ihn die wichtigste Aufgabe der Politik sei. Gefahr drohe dem allem vom „Amerikanismus“, dem ausschließlichen Bewerten nach dem Umsatz, dem Dollar, der Dividende, aber auch vom Sozialismus, der seine Wurzel im geistlosen Materialismus habe und folgerichtig in der Diktatur enden werde.

(wird fortgesetzt)